



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 64.

Donnerstag, 15. März

1928.

(11. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

Von Walter von Kummel.

(Nachdruck verboten.)

Da erkannte ihn Gabriel Engel. „Junfer von Ried!“ rief er und streckte ihm lachend beide Hände entgegen. „Da kann ich Euch in diesem Leben doch noch danken. Hat mich oft gewurtelt, daß ich es damals nicht richtig konnte, weil Euch der Kriegswind zu rasch weggeweht von mir. Kommt in das Haus, wir wollen das Wiedersehen gewaltig begießen. Laßt Euch meiner Frau und den Kindern auch weisen.“

„Recht so — aber später. Wo kann ich mit Ihm sprechen, ohne daß man uns behorchen kann?“

„Kommt hinter das Haus. Dort ist kein Mensch.“

Er führte Ried durch den Hofraum, unter einem Torbogen hindurch ins Freie und schritt einem sich abwärts senkenden Weinberg entlang zu dem Ostufer der Insel hinab.

„Seht diese lange Allee hoher Pappeln. Die plappern so laut im Winde, daß selbst wenn zehn Lauscherohren in den Büschen versteckt wären, doch keines ein Wort vernehmen würde.“

„Also, mein lieber Engel, so hör' Er. Ich habe wieder einmal etwas ausgekostet.“

„Schon wieder? Ganz wie beim Regiment.“

„Ganz wie beim Regiment. Richtig bemerkt. Um Ihn zu beruhigen, kann ich Ihm aber gleich sagen, daß ich niemand umgebracht oder sonst jemand schwer am Leib gekränkt oder geschädigt habe. Kein Malesizverbrechen also, nichts besonders Böses. Immerhin aber doch so viel, daß ich für Ihn, für die ganze Insel und die gesamte Welt von heute an nicht mehr der Herr von Ried, sondern Joseph Maximilian von Kirchberg bin. Hier mein Paß. Er stimmt, ist in bester Ordnung, ist erst jüngst von Lord Keith in Neuenburg geprüft und richtig befunden worden.“

Gabriel Engel warf einen Blick in den Paß. „Wozu so viel der Förmlichkeiten?“

„Eines nach dem anderen. Ich bin herübergefahren, um Ihn zu fragen, ob Er mich hier bei sich aufnehmen will und kann, heute noch, mich und meine Frau?“

„Ihr wollt bei mir auf der St. Petersinsel bleiben? Ein paar Tage, ein paar Wochen gar? Ist das eine Freude!“

„Hat Er aber auch Platz für uns?“

„Platz für ein halbes Duzend Ehepaare. Nur leider keine Betten dafür. Da ist fürs erste eigentlich nur ein Zimmer da. Voriges Jahr wurde es von Herrn Rousseau bewohnt, den meine hohen Herren leider nur kurze Zeit auf der Insel duldeten. Es ist einfach genug. Ein großes Himmelbett ist darin, ein Tisch, ein paar Stühle, Schrank und Kommode.“

„Mehr als genug, lieber Engel. — Aber da ist noch was. Wie Er sieht, bin ich etwas erkrankt. Und bin ich das, schnarche ich entsetzlich. Es ist doch niemand nebenan, den ich stören könnte?“

„Niemand.“ Gabriel Engel sah ihn erstaunt an. „So entsetzlich schnarcht Ihr? Das tatet Ihr früher doch nicht?“

„Wie ein Walross. Das kam so mit der Zeit. Habe zu viel bei Mutter Grün geschlafen. Das gibt sich auch vielleicht wieder.“

„Dann schnarcht, soviel Ihr wollt. Es ist nebenan nur eine Küche, die nicht mehr benützt wird. Ihr könnt nach voller Herzenslust rasseln und jagen.“

„Wir sind noch nicht zu Ende, ich muß Ihn weiter plagen, lieber Engel. Wenn ich so erkrankt bin und schnarche, schlafe ich nicht gern mit meiner Frau zusammen. Bring' ich meinen Schnupfen bis Abend nicht weg, so wär' ich dankbar, wenn ich noch ein anderes und zweites Zimmer für meine Frau haben könnte.“

Gabriel Engel zog das Gesicht in bedenkliche Falten. „Da ist guter Rat teuer. Das einzige Zimmer, was außer dem Rousseaus eingerichtet ist, wird von meiner Schwägerin, die bei uns lebt, bewohnt. Ein zweites Bett ist allerdings darin. Ob aber Eure Frau Gemahlin.“

„Sie nimmt das Zimmer, Gabriel Engel, hat es schon genommen. Wenn ich meine Schnarchperiode habe, könnt' Ihr sie hinlegen, wo Ihr wollt. Dieses wäre also bereits in Ordnung.“

Sie waren am Seeufer angelangt und standen an dem kleinen Bootshafen, an dessen Mauern die Wellen hinanflatschten. Die Möwen flogen hin und wieder in der Ferne, über der Binsengasse, die nach Erlach hinüberlief, zog ein Fischadler seine Kreise.

„Nun kommt, lieber Engel, noch die Frage der Überfahrt. Ich möchte das Leben meiner Frau nicht meiner Ruderkunst anvertrauen.“

„Ich geb' Euch meinen Knecht mit, der setzt Euch nach Rigerz über, der bringt, wenn Ihr kommt, Euch und Eure Frau sicher hierher. Ist Euer Boot nicht gut, wird er ein anderes besorgen.“

„Sehr groß braucht es nicht zu sein. Unser Gepäck kommt erst in einigen Tagen nach. Und sonst, lieber Engel, mach' Er sich weiter keine unnützen Sorgen. Ich garantiere Ihm dafür, daß Joseph Maximilian von Kirchberg, der bei Ihm einziehen wird, Ihn von seinen Herren in Bern und dem Landvogt in Nidau bestens empfohlen werden wird. Daß ich ein anderer bin, als der ich zu sein vorgebe, braucht niemand zu wissen. Warum und wieso das so sein muß, erzähle ich Ihm ein andermal. — Nun aber laß' Er mich zu meinem Boot zurück.“

„Da sei Gott davor, daß Ihr jetzt schon geht. Ein Glas Wein, einen kleinen Imbiß müßt Ihr bei mir nehmen.“

„Aber rasch und kurz, lieber Engel. Ein Trunk im Bügel, wie vor Korbach. Ich bin noch mitten in der Aktion.“

Sie gingen ins Haus zurück. Gabriel Engel führte Ried in die gute Stube und rief seiner Frau. Blond, rotbackig und ziemlich rundlich kam sie mit zwei, drei pausbäckigen kräftigen Kindern daher, bearbeitete freundlich den Gast, brachte einen goldenen Inselwein, Brot und einen schönen Schinken. Auch die Schwägerin, Gertrud gerufen, ließ sich blicken. Sie war größer und dunkler als die Schwester geraten. Zwei braune Augen schauten unter dichtem Haargelock übermütig in die Welt, zwei kastanienfarbige, mit rotem Band durchflochtene Zöpfe baumelten lustig am Rücken hin und her. Frisch und leichtlebig, wie sie zu sein schien, beteiligte

sie sich lebhaft am Gespräch, Frau von Héricourt würde an ihr eine angenehme Zimmergefährtin haben.

Die beiden Männer stiegen an. Ried ah ein wenig, leerte rasch einige Gläser, scherzte mit Frau Engel und schäkerte mit Gertrud, ihrer Schwester. Dann aber ließ er sich nicht mehr halten. Gabriel Engel schickte den Knecht zum Boot voraus, um es auszuschöpfen und fahrbereit zu machen. Langsamer folgte er mit Ried.

Am jenfeitigen Ufer der Insel angekommen, schüttelte Ried seinem alten Kriegskameraden die Hand und stieg in das Boot. „Auf Wiedersehen heute Abend“, rief er zurück, während der Knecht bereits mit mächtigen Ruderschlägen in den See hinaussteuerte und auf das gegenüberliegende Gestade zuhielt. Das Boot, das mehr Belastung als bei seiner ersten Reise hatte, lag fester und ruhiger im Wasser. Rasch ging die Fahrt vor sich.

In dem kleinen Ligerz angekommen, stieg Ried an Land und ging zu Fuß nach Neuenstadt zurück. Im Falken gab er Auftrag, sein Pferd zu satteln. Dann begab er sich zu Hanns Frymann. Dieser, verwundert über die Maßen ob seiner so raschen Rückkehr, betrachtete ihn mit dem größten Erstaunen und auch mit einiger Enttäuschung.

„Nichts für diesmal, guter Freund, mit dem Rappen. Da muß Er erst lernen, rascher zuzugreifen. Dann fliegt Ihm sicher nochmal, so wahr ich hier stehe ein gebratenes Roß in sein großes Maul.“ Er gab ihm ein im Verhältnis zu seiner Arbeitsleistung reichliches Trinkgeld und teilte ihm mit, daß er sein Boot, das nicht mehr benötigt werde, in Ligerz abholen und herausrudern könne. Er ging in den Gasthof zurück, sah auf und ritt auf Neuenburg zu.

In der Abenddämmerung desselben Tages rollte eine geschlossene Kutsche, deren Fenster durch vorgezogene Vorhänge dicht verhüllt waren, von Neuchâtel nach Neuenstadt und folgte von hier aus der Uferlinie des Bielersees. Auf dem hohen Kutschersitze hatte, heute wieder in Dienstracht, Kirchberg, die Zügel führend, Platz genommen. Im Innern des Wagens saß Frau von Héricourt. Neben ihr Ried.

Frau von Héricourt schlug den schweren Schieier, den sie bei der Abfahrt vor das Gesicht gebunden, zurück und sah auf den See hinaus, dessen Oberfläche sich immer noch unruhig zeigte.

„Ihr wollt also wirklich noch heute nach Ile de la Motte?“ wandte sie sich zweifelnd an Ried.

„Gewiß will ich das. Die Sache ist bis ins kleinste vereinbart. Bis jetzt ist denn auch alles wie am Schnürchen abgelaufen. Das müßt Ihr Eurem Reisemarschall doch bestätigen. Kein Mensch hat Euch die Treppe im Schwarzen Adler herabgehen, kein Mensch in den Wagen steigen sehen. Und als wir gestern ankamen, habe ich, wie Ihr wißt, doch ebenfalls gefordert, daß niemand außer dem Hausmädchen Euch zu Gesichte besah. Auch habe ich Euren verdächtigen Schimmel rasch beiseite schaffen lassen. Es weiß also niemand davon, daß Ihr gestern noch einmal nach Neuenburg gekommen seid, und hätte das selbst irgend jemand auspioniert, heute verliert er sicher jede Spur.“

„Und mein gestriger Plan? Habt Ihr den so gar nicht mehr erwogen?“

„Ist Euch zuliebe längst geschehen. Kann aber weiß Gott nichts Gutes daran finden. Jede Stunde, die Ihr länger im Lande herumreist, rückt für Euch die Gefahr der Entdeckung näher. Unsichtbar könnt Ihr Euch nun einmal nicht machen. Héricourt aber hat längst Zeit gehabt, von Jeurbrulé, von Murten und Freiburg aus Späher, so viel er will, in alle Windrichtungen nach Euch auszuschicken.“

„Bester Ried, wenn Ihr Euch einmal etwas in den Kopf gesetzt habt, ist schwer mit Euch zu verhandeln. Man muß einfach tun, was Ihr wollt und vorschlagt.“

„Rehmt doch Vernunft an. In unserer Lage haben wir gute Freunde bitter notwendig. Ich sagte Euch doch schon, daß ich auf der Petersinsel solch einen guten, verlässigen Freund habe.“

„Diesem Freund aber habt Ihr bereits alles, was vorgefallen, haarklein berichtet?“

„Nichts habe ich ihm erzählt. Habe ihm nur gesagt,

daß Gefahr droht. Er wird daher, was nötig ist, seine Augen offenhalten. Und außerdem weiß er, daß ich nunmehr Kirchberg heiße und aufgehört habe, weil ich denke, daß sie nach diesem fahnden werden, mich Ried zu schreiben.“

„Und ich wäre dann die Frau von Kirchberg?“

„Selbstverständlich. Das war nicht anders zu ordnen. Führe ich Euch als eine Fremde ein, erweckt das sofort Verdacht. Es gibt hundert unnütze Weiterungen. Vor der kleinen Welt, die Ihr auf der Insel finden werdet, müßt Ihr Euch schon dazu verstehen, als meine Gattin zu gelten.“

„Die Konsequenzen aber meines neuen Standes?“

„Welche meint Ihr?“

Sie antwortete nicht. Ried, der sie mit einem Blicke kreifte, sah, daß sie angestrengt über etwas nachgrübelte. „Wenn Ihr noch eine Frage habt, müßt Ihr Euch hummeln. Wir sind bald am Ziele. Vor dem Knechte, der uns dann rudern wird, könnt Ihr nichts Weiteres mehr erörtern.“

(Fortsetzung folgt.)

Was man im Zuschauerraum eines chinesischen Theaters erleben kann.

Von E. van Delden.

Biel ist bereits über das chinesische Theater geschrieben worden, über die alten historischen Dramen, die schon seit Hunderten von Jahren in derselben Aufmachung den Chinesen vorgeführt werden, über die prachtvollen Kostüme, über den Mangel an jeglicher Szenerie, an deren Stelle man der Phantasie der Zuschauer freien Lauf läßt, und über die ohrenbetäubende „Musik“, die es beinahe unmöglich macht, dem Dialog zu folgen. Nichts von alledem soll hier erwähnt werden, nur einige, vielleicht nebensächliche, aber trotzdem für den Europäer urkomische Dinge, die sich im Zuschauerraum abspielen, wollen wir betrachten.

Wir treten in den Vorraum eines der populärsten Theater Pekings und schauen uns nach der Theaterkasse um. Keine zu finden! Nicht nur für uns, sondern auch für die vielen Chinesen, die sich gleichzeitig mit uns hereindrängen, scheint der Eintritt frei zu sein.

Als wir uns dem Eingang zum Zuschauerraum nähern, hören wir das Schlagen der Gongs, den Gesang — oder richtiger gesagt das Getreische — der Schauspieler und ohrenzerreißendes Lachen. Von der Menge vorwärts gedrängt, treten wir ein. Jeder sucht sich selbst einen ihm zusagenden Platz, d. h. mit Ausnahme von uns. Eine Anzahl ungewöhnlicher Theaterkulis umringt uns, alle darauf bedacht, uns gegen ein „angemessenes“ Trinkgeld den „besten“ Platz im Hause anzuweisen. Als Ausländer sind wir ja in den Augen der Chinesen eine Goldmine, und jeder gelbe Patriot macht es sich zur Aufgabe, diese Mine so viel wie möglich auszubeuten. Wenn wir uns nicht vorlesen, so befinden wir uns, ehe wir zu uns kommen, in einer der kleinen Logen des Balkons, vielleicht als die einzigen männlichen Zuschauer unter chinesischen „Schönen“, die nur von dort aus der Vorstellung beiwohnen können. Sind wir aber China, so bleiben wir im unteren Zuschauerraum, denn hier können wir sowohl das Spiel auf der Bühne, wie auch die noch interessanteren „Zwischenakte“, die sich hier unten abspielen, besser beobachten.

Wir nehmen in der Mitte des Saales an einem der vielen Tische Platz. An den Seiten des Saales befinden sich die billigeren Plätze, enge, gradlehnige Bänke, an deren Rückseite ein zwei Hand breites Brett zum Abstellen der Speisen und Getränke für die Dahinterstehenden angebracht ist. Das Theater scheint bis auf den letzten Platz gefüllt zu sein. Kaum haben wir Platz genommen, so werden wir von einem Angestellten um unsere Bistienkarte gebeten, denn es ist eine wichtige Formalität zu erfüllen! Die Anwesenheit der „Wai-gou-ren“ (Ausländer) muß nämlich sofort der Polizei gemeldet werden, die daraufhin einige Beamte zu ihrem „Schutze“ entsendet, trotzdem wir dieses Schutzes viel weniger bedürfen, als die schlechtbezahlten „Befürworter“ des erwarteten Trinkgeldes. Jetzt kommt auch der Bilettoverkäufer und erhebt das Platzgeld. Seltener ist es mehr als eine Mark. Ein Kellner, dessen schmutziges Aussehen einem schon jeglichen Appetit verdirbt, setzt Teeschälchen, die Spülung dringend notwendig hätten, vor uns auf den Tisch. In diese wirft er ein paar Teeblätter, über die er heißes Wasser gießt. Andere servieren uns geröstete Erdnüsse, Kürbissamen, kandierte Früchte und sonstige Süßigkeiten. Alles dies, ohne daß wir ein Verlangen danach ausgedrückt haben. Weilen wir sie zurück, so verwandelt sich ihr aufdringlich freundliches Wesen sofort in das Gegenteil. Wöl-

Blide und giftige Redensarten, die wir zum Glück meistens nicht verstehen, sind die Folgen. „Was, diese vana-kwei-tze (fremden Teufel) wissen nicht einmal, wie man sich in einem Theater benimmt?! Hat einer schon jemals gesehen, daß ein Sohn des Reiches der Mitte sich ins Theater hinsetzt, ohne zu essen und zu trinken?! Was, diese reichen, geizigen Barbaren wollen uns privilegierte und altehrwürdige Verkäufer beleidigen?!“ Alles dies mit lauter, freischender Stimme! Endlich geben sie uns als hoffnungslos auf und räumen ihre Schwaren wieder ab.

Keiner der übrigen Zuschauer scheint sich über diesen Kadav weiter aufzuregen, denn um Kadav zu hören, kamen sie ja hauptsächlich hierher.

Von Anfang an sind wir das Zentrum des Interesses für die an den uns umgebenden Tischen sitzenden Chinesen gewesen. Mehr Blide gelten uns als den Vorgängen auf der Bühne. Alles trinkt, ißt oder raucht. An einem großen Tisch ganz in unserer Nähe sitzen zehn den besseren Ständen angehörende Chinesen und halten eine kleine Feier für sich. Der Gastgeber hat ein richtiggehendes Abendessen aus einem benachbarten Restaurant kommen lassen und nun wird es mit bestem Appetit verzehrt. Lautes Lufstoben, ein Zeichen der Höflichkeit dem Gastgeber gegenüber, und das Auspucken von Knochen, Gräten usw. auf den Fußboden, begleiten den Gang der Mahlzeit. Hin und wieder ein Blick auf die Bühne werfend, geben sie ihren Beifall mit einem lauten „hao“ kund. Um sich gegenseitig verständlich zu machen, versuchen sie den Lärm der Musiklavelle zu überschreien.

Eben wollen auch wir einen Blick auf die Bühne werfen — da, was ist das? Etwas fliegt über unsere Köpfe hinweg. Unwillkürlich ziehen wir dieselben ein. Zuerst glauben wir, daß ein besonders fanatischer Sohn des Reiches der Mitte nach uns geworfen hat. Doch da sehen wir, daß dieses Bombardement auch in anderen Teilen des Hauses vor sich geht. Zwei Kulis stehen vor einem Topf mit heißem Wasser, ringen Handtücher aus und werfen diese über die Köpfe der Zuschauer hinweg ihren Kollegen zu, die im Hause verteilt stehen. Die Handtücher werden den Zuschauern gereicht, die sich mit Wohlbehagen ihr Gesicht damit abreiben. Es soll sehr kühlend wirken! Aber der Durchschnittseuropäer hat trotzdem kein Verlangen danach, es ist ihm doch ein bißchen zu unappetitlich. Wenn ein Wirt mißlingt und das Handtuch auf den Boden fällt, so tut das seiner Gebrauchsfähigkeit keinen Abtrag. Und ein solcher Boden! Er strahlt förmlich vor Schmutz. Geheuer wird er nie, denn die ihn überziehende Kruste dient als eine Art Kellame. Der Chineser sagt sich nämlich: Dieses Theater muß gut sein, denn sicherlich haben es viele Leute besucht, sonst könnte ein solcher Schmutz nicht möglich sein.

Aber jetzt doch noch einen Blick auf die Bühne! Zwei feindliche Generale, im prächtigen Kostüm alter Zeiten, sind eben in einem aufregenden Zweikampf begriffen. Sie fuchteln mit ihren Speeren und Schwertern in der Luft herum, und die Sache sieht wirklich gefährlich aus. Der kritische Moment scheint gekommen zu sein, einer muß unterliegen. — Da kommt ungerufen ein Kuli auf die Bühne gewandert. In der einen Hand trägt er eine Teekanne, in der anderen ein Handtuch. Es ist Zeit, wieder Tee zu trinken! Und die zwei soeben noch um ihr Leben kämpfenden Helden werden plötzlich zahm. Der Kampf bricht ab. Jeder nimmt einen Schluck aus der Teekanne und fährt sich mit dem Handtuch über das Gesicht. Dann geht es wieder los, wo sie aufgehört hatten. Solche kleinen Zwischenspiele rauben den chinesischen Zuschauern nicht die Illusion. Sie übersehen einerseits, was nicht zum Spiel gehört, andererseits ergänzt ihre Phantasie Dinge, die wir Europäer für äußerst wichtig halten, wie Scenerie und Ausstattung.

Däumelinschen.

Marianne kann die Märchen, die von bösen Hexen handeln, nicht leiden. Aber die Geschichte vom Däumelinschen, die ist wunderschön.

Symmm — also da war mal eine Frau, die wollt' so furchtbar gern n' kleines Kindchen haben. Und da hat die gute Zauberin gesagt, hier hast du ein Korn, das stek mal in einen Topf, und atek ihn. Und da hat sie 's reingesteckt und gegossen, und da is auf einmal eine wunderschöne Knospe rausgewachsen, die hat sooo, soo fein gerochen, und innen drin hat es ganz fein geklingelt, so wie ein Glöckchen. Und da hat die Frau der Knospe einen Kuß gegeben, und da is sie aufgewachsen, humms, und da hat n' kleines Kindchen dringekesselt, grad so groß wie mein Daumen. Und da hat sie es Däumelinschen genannt. Mammeli, ich möcht doch auch so furchtbar gern n' kleines Kindchen haben!

Ja, Liebling —

Aber da bekommt Marianne plötzlich einen kleinen Tulpentopf geschenkt. Einen Topf, aus dem zwischen grünen Blättern, seidig und glühend rot, eine schlanke Knospe heraussteigt. Grad so eine wie im Däumelinschen.

Mammeli, meinst du, da könnt auch so 'n Kindchen drin sein?

Na, wenn auch grad kein lebendiges Kindchen, aber vielleicht ein winziges Püppchen!

Nachst du da keinen Spak, Mammeli?

Ja nun, man muß eben mal abwarten —

Is das kein Spak, Mammeli, weil die Oma doch gesagt hat, das gibt es nur im Märchen —

Marianne geht um die Blüte herum. Sie möchte sie ja so gerne einmal küssen. Ist das nun ein Spak, oder keines? Ein Spak oder keiner? —

Aber am nächsten Tag schon erlebt Marianne das Wunder. Die Knospe hat sich ein wenig geöffnet, und Marianne sieht einen winzigen Puppentopf herausgucken. Mammeli, Oma, da is 'n Püppchen drin! Sie ist hochrot vor innerer Erregung, staunend und verlegen, wie geschüttelt von einem unfassbaren Wunder, läuft sie vor der Tulpe hin und her. Da hat die Mammeli doch rechtgehabt! Und zwischen schluckenden seltsamen Lachstößen, die wie kleine silberne Wellen anschlagen, preßt sie endlich ihren Mund auf die rosenschwellende Knospe. So steht's im Märchen. Und nun erst heben wir Däumelinschen heraus, das wirklich so groß ist wie Mariannes Daumen. Weiß und nackt mit beweglichen Gliedern. Eine Kuschhale wird mit einem Seidenfaden ausgeschlagen, weil noch keine Rosen und Veilchen blühen, und Däumelinschen wird hineingelegt. Und alle Puppen und alle Teddies verschwinden jetzt vor diesem winzigen nackten Wunder, das wie im Märchen einer rotglühenden Blume entsprossen ist. Was war das aber gut, Mammeli, daß ich die Blume geschenkt bekommen hab! Aber wie is das Däumelinschen da bloß hineingekommen?

Ja, Liebling, wie kann das da hineingekommen sein! (Bett hänge ich!)

Oß das vielleicht der Gärtner hineingetan hat? — Oder die Gärtnerin? — Oder der Blumenmann, der die Blume verkauft hat? —

Ah, such nicht, Liebling! Laß dich noch eine kurze Zeit von diesem süßen Märchenbegriff festhalten, daß wir unsere tiefsten und innigsten Wünsche aus einer Blume herausküssen dürften. Bald fallen sie ja doch, die schönen Wundergeschichten, eine nach der anderen, die vom Däumelinschen vielleicht diesen Sommer schon, wenn die Rosen und Tulpen in unserem Garten blühen werden. Du willst ja so viele Kinderchen haben, du gute kleine Mutter! E. Petzsch-Krapp.

Der Herr Rat.

Von Heinz Scharf.

Der Herr Rat hält die Lichtrechnung in der Hand und zieht die Stirne kraus.

Saxifski, sein Stromverbrauch steigt, das Futter für die abendliche Glühbirne verursacht immer mehr Kosten.

Das kommt daher, der zerstreute Junggeselle beliest am Abend oft noch im Bett ein Stündchen zu lesen und dabei sanft einzudösen.

Das Licht bescheint dann bis in die frühen Morgenstunden freundlich seinen Schlummer, aber während er friedlich schnarcht, wacht unerbittlich der Stromzähler.

Da muß Abhilfe geschaffen werden.

Der gute Rat wiegt nachdenklich das Haupt und sinnt. Und plötzlich kommt ihm die Erleuchtung.

Zu was hat er denn einen Weder neben dem Bett stehen? Wie?

Wenn er abends noch eine Stunde lesen will, braucht er ihn doch nur auf eine Stunde später richten, nicht er in zwischen ein, reißt ihn das Läutewerk dann aus dem Schlaf und er kann das Licht löschen.

Das Ei des Kolumbus ist gefunden!

Der Herr Rat beschließt, noch am selben Abend die Probe auf das Exempel zu machen.

Punkt zehn geht er zu Bett und stellt den Weder auf elf. Dann beginnt er zu lesen. Um halb elf fangen die Buchstaben vor seinen Augen zu verschwimmen an, schon wollen ihm die Lider sinken, da hört er noch einmal mahnend den Weder ticken, seine Hand tastet nach dem Schalter und knipst das Licht aus.

Um elf rasselte der Weder ab. Der Herr Rat fährt aus dem Schlummer, knipst das Licht an, blüht verärgert um sich, erinnert sich endlich an das Ei des Kolumbus, löscht zu fröhlichen vor sich hin, stellt den Weder ab, sinkt in die Kissen zurück — und läßt das Licht brennen.



Kniffe bei der Gemüsegartenbewirtschaftung.

Von Gartenbaudirektor H. Janson.

Es gibt eine ganze Anzahl kleiner Kniffe und Piffe, die nur langjährige Erfahrung lehrt und die, so unscheinbar sie sind, doch für das Endergebnis sehr wesentlich sind.

Zwiebeln, Erbsen und Möhren müssen so frühzeitig als möglich gesät werden. Sie veruntrauten sonst leicht und liegen lange ohne zu keimen, wenn sie nicht in die Winterfeuchtigkeit noch kommen. Die Saat muß auch fest liegen, also sehr gut angetreten werden. Das gilt besonders für Möhren. Viele Leute können das nicht lernen. Es gibt aber auch ein unfehlbares Mittel, welches der Verfasser immer bei seinen Lehrlingen angewendet hat. Er gibt ihnen, wenn sie beim Säen sind, einen freundschaftlichen Puff, daß sie aus dem Gleichgewicht kommen und genötigt sind, auf das Beet zu treten. Nach einigen Wochen kann man den jungen Leuten zu ihrem Ersauern zeigen, daß nur da die Saat bereits aufgegangen ist, wo noch die Fußspur zu sehen ist.

Besonders Möhrensaat liegt sehr lange und die Gefahr des Veruntrauens ist groß. Man traut sich auch nicht an das Säen heran, weil man der Möhrensaat, die noch nicht aufgegangen ist und deren Reihenverlauf man noch nicht sehen kann, zu schädigen fürchtet. Man gibt deshalb unter das Saatgut ein kleine Prise Salatsamen, etwas Kresse oder Spinat. Nach wenigen Tagen ist diese Saat aufgelaufen und kennzeichnet den Reihenverlauf. Die wenigsten Leute können auch Kohl richtig pflanzen. Zunächst einmal sind gewöhnlich die verwendeten Pflanzen viel zu schwach. Ein guter Kohlpflanzling ist gedrungen und der Pflanzstengel ist weich, trotzdem er die Stärke eines dünnen Notzuchtleistfisches hat. Dann aber muß Kohl tiefer gepflanzt werden, als er auf dem Saatbeet gestanden hat. Er wird bis fast an die unteren Blätter in die Erde gebracht. Er entwickelt aus dem Wurzelhals zahlreiche Seitenwurzeln, wodurch die Ernährung erheblich verbessert wird. Aber alle Kohlarten sollen auch sehr fest gepflanzt werden und zu ihnen gehören auch Kohlrabi und Kohlrüben. Der Setzling muß so fest angetreten werden, daß eher das weiche Herzblatt abreißen würde, ehe man den Pflanzling an diesem Blättchen wieder aus der Erde heben könnte. Endlich muß als Vorschrift gelten, daß Kohl immer nur in feuchtes, frisches Erdreich kommt. Beistudet sich auf der Pflanzstelle infolge trockener Witterung ausgetrocknetes Erdreich, muß dieses so weit mit dem Fuße weggescharrt werden, daß das feuchte Erdreich zutage tritt.

Es gibt für die Aussaat mancher Gemüse gewisse Zeitpunkte, die erfahrungsgemäß eingehalten werden sollten. So sät man um den 10. März die Tomaten ins Frühbeet oder im Zimmer aus. Gartenbohnen sollen um den 5. Mai gelegt werden. Früher gelegt, fehlt es den Tomaten an Licht und Wärme; sät man sie später, kommt man zu spät. Die Tomatenpflanze muß, wenn sie im letzten Drittel des Monats in das freie Land gepflanzt wird, so weit entwickelt sein, daß sie bereits blüht oder doch Knospen trägt. Dann kann man in normalen Jahren voraussetzen, daß Ende Juli oder Anfang August die ersten Früchte reifen. Da die Tomaten ununterbrochen blühen und Früchte tragen, bis die ersten Nachfröste die Pflanze töten, bedeutet eine frühe Ernte und früher Eintritt der Tragbarkeit höchste Gesamternte. Andererseits werden Gartenbohnen zumeist zu früh gesät. Die gärtnerische Erfahrung lehrt immer wieder, daß wegen der kühlen Witterung Ende April und Anfang Mai mit vorzeitiger Aussaat nichts gewonnen und nur das Risiko übernommen wird, daß der aufgehende Pflanzenbestand im Falle von Spätfrösten erfriert. Will jemand den Aufgang der Saat und die Entwicklung des Bestandes beschleunigen, erreicht er das durch Einquellen des Saatgutes in Wasser viel besser. Das geschieht am besten durch Einschichten der Samenbohnen in feuchten Sand, Sägemehl oder Torfstreu. Dieses Vermengen mit solchen Stoffen ist besser als das übliche Quellen in Wasser, indem der Gartenliebhaber gewöhnlich das Einquellen zu lange besorgt. Jedenfalls aber müssen die Bohnen aus dem Wasser genommen werden, wenn Schaumbildung eintritt. Ein anderer bedeutsamer Fehler bei Aussäen der Bohnen wird auch darin begangen, daß zuviel Samenbohnen an jede Pflanzstelle gegeben werden. Die Leute scheinen zu glauben, daß derjenige viel erntet, der viel Samen legt. Das

ist aber ein großer Irrtum. Drei bis vier Buschbohnenamen an eine Pflanzstelle und 5-6 Stangenbohnenamen ergeben, wie durch vergleichende Anbauversuche sich immer wieder erwiesen hat, die höchsten Ernten.

Die Frauen für den Obstbau.

Ehedem war es ganz selbstverständlich, daß die Frau den Garten bewirtschaftete, die „Dame“ ihre Zerstreuung im Garten suchte. Das ist anders geworden, und man muß wohl sagen — leider. Aber auch für die Kinder gibt es wohl kein schöneres Gebiet, als sich im Garten zu betätigen. Hier wird die Liebe zur Natur geweckt und die Kinder zur ruhigen, denkenden Arbeit, zur Ordnung und zur Wirtschaftlichkeit erzogen. Solche Tätigkeit entspringt übrigens auch dem innern Trieb der Kinder. Wie segensreich kann hier das gute Beispiel der Mutter wirken! Neben der Freude, die die Zucht, Pflege und das Ernten des Obstes mit sich bringt, ist auch der wirtschaftliche Nutzen, den die Ausnutzung des Bodens durch planvoll betriebenen Obstbau bringt, nicht zu unterschätzen. Die Ausgaben für ausländisches Obst haben eine erschreckende Höhe erreicht, trotzdem das deutsche Volk bettelarm geworden ist. Oder will man etwa die Armut nicht sehen? Die Nachfrage nach gutem Tafelobst ist größer als das Angebot. Gibt das nicht zu denken? Die Frauen sind schon seit Jahren in fast allen Berufen tätig, die ihnen früher verschlossen waren. Sollten sie in der lohnenden, die Gesundheit fördernden Gartenarbeit nicht noch mehr als bisher ihre Kräfte einsetzen können? Der Erfolg befriedigt noch mehr als ein im Tennis oder Klettersport erreichter „Rekord“. Und wie wird das Auge durch die Beobachtung der Vorgänge in der Natur geschärft, welchen Genuß vermitteln gerade diese nebenbei erworbenen Kenntnisse!

Ganz besonders eignet sich der Zwergobstbau zur Pflege durch Frauenhand. Schließlich kann nicht häufig genug darauf hingewiesen werden, daß besonders in ländlichen Haushaltungen das Sortieren und Verpacken des Obstes von den geschickten und flinken Frauenhänden ausgeführt werden sollte.

Frühblühende Laubgehölze.

Zu den schönsten und am häufigsten anzutreffenden Frühblühern gehören die Forsythien, auch Goldaltdornen genannt. Die vor den Blättern erscheinenden Blüten bedecken in überreicher Fülle den Strauch, dem sie ein märchenhaft schönes Aussehen verleihen. Aber auch manch anderer Strauch verdient es, in gleicher Weise wie die Forsythien gewürdigt zu werden. Da sind vor allem die entzückenden Prunus- und Malusarten zu nennen, die leider als Gartenschmuck zu wenig Beachtung finden. Der Gartenfreund kennt meist nur das Mandelbäumchen. Im Laufe der Jahre sind besonders aus Japan viele herrliche Neuheiten von Prunusarten eingeführt worden. Sehr viel Auswahl bieten auch die Spiraeen, von denen als schönster Frühblüher *Spiraea arguta*, *Spiraea prunifolia plena* und *Spiraea Thunbergi* genannt seien. Ferner *Cotinus praecox*, eine dichte, buschige, ginsterschöne Abart des Geißklee, die bereits im April bis Mai durch ihre hellgelben Blüten in unendlichem Reichtum entzückt. Zu den allerzartesten Kindern des Frühlings und der kommenden Monatschönheit gehören die Daphnen, im Volksmund Kellershals oder Seidelbast genannt. *Daphna alpine*, der Alpen-Seidelbast, hat weiße, duftende Blüten, *Daphna Cneorum*, ebenfalls duftend, blüht rosa, und *Daphna Mezereum*, die oft schon im Februar blüht, hat lilapurpure Blüten und rote Früchte.

Nat und Anregung.

Beim Obstbaumschnitt achte man darauf, daß der Schnitt auf Altring erfolge. Der Altring ist die etwas erdide Stelle, wo der Ast (Zweig) aus einem anderen hervorgeht. Die Schuppenblätter der ursprünglichen Knospe bilden dort einige Narben, die Altringstelle. Hier hat der Schnitt zu erfolgen. Schneidet man zu viel ab, so gibt es eine zu große Wunde, die schlecht heilt, läßt man einen Stumpf stehen, so trocknet er allmählich ein und gibt leicht Veranlassung zu einem Fäulnisherd.